

zustande, der bereits eine förmliche Auftheilung der zu erwartenden Beute enthielt. Man teilte das Fell des preussischen Löwen, bevor man ihn noch erschlagen hatte. Die Lande Schlesien, Glatz und das Fürstentum Krossen sollte Oesterreich erhalten; Sachsen das Herzogtum Magdeburg und das Fürstentum Halberstadt, Schweden das preussische Vorpommern, Bayern die clevischen Lande, Polen das ganze Ostpreußen, wofür es aber einige gelegene Gebiete als Kriegsentschädigung für Rußlands Kriegshilfe abtreten sollte.

Ein Beweggrund mag die französischen Gewalthaber jener Tage mit dazu bestimmt haben, diesen Krieg anzufangen. Die große Revolution warf ihre Schatten weit voraus, und mit den 120 000 Hilfstruppen, die man stellen wollte, wurde man zugleich ebenso viele arbeitslose hungrige Vagabunden von den Landstraßen los und beschäftigte diese gefährlichen Elemente, die schon damals der Regierung unsägliche Schwierigkeiten bereiteten, außerhalb der französischen Grenze.

Aber trotzdem fielen die Werbungen in Frankreich schwer. Wohl las man viel Gesindel von den Landstraßen auf, aber in den Industriestädten hatten die Werber keinen Erfolg. Denn die Industrie war in der Entwicklung und gebrauchte Hände. Der Krieg war als Kabinettskrieg überhaupt außerordentlich unpopulär. Außerdem revoltierten die Parlamente fortwährend, und die Gärung im Lande, das erste Vorzeichen der späteren Revolution, war nicht unbedenklich. Man durfte das Land von zuverlässigen Truppenverbänden nicht ent-

blößen, ebensowenig durfte man die Küsten ohne genügenden Schutz lassen, denn man zitterte stets vor englischen Landungsversuchen. Es war daher gerade keine Elitearmee, die unter dem Marschall d'Estrées über den Rhein in unser deutsches Vaterland einbrach. Vom Feldherrn mit dem uralten französischen Adelsnamen hinunter bis zum namenlosen Musketier galt das Wort: Der Krieg ernährt den Krieg.

Als der Vertrag unterzeichnet war, geschah das folgende: Die sittenstrenge Kaiserin Maria Theresia sandte dem königlichen Kebsweib ein Schreibkästchen, das sie höchsteigenhändig aus ihren Kostbarkeiten ausgewählt hatte. Auf dem Deckel war ein Porträt der kaiserlichen Frau angebracht, umrahmt von einer Edelsteinfassung im Werte von sechstausend Dukaten. Der französischen Hirschparkbegründerin ihr Porträt zu schicken, mag der Kaiserin hart angekommen sein, aber es galt ihr schönes Schlesien, um dessen Verlust ihr Herz blutete.

Weit gefehlt aber ist es, zu glauben, daß nun ein einmütiges Handeln zwischen Frankreich und Oesterreich die Folge dieser mühsamen Verträge gewesen wäre. Denn diese Verträge hatten eine unendliche Anzahl einzelner Punkte und Paragraphen: sie handelten von Hilfsgeldern und Hilfstruppen, Neutralitätsbedingungen, Gebietsaufteilungen, Städteabtretungen, Erbfolgen und weiß Gott, was sonst noch. Ihr Eckstein indes war nichts als ein gewaltiges „Wenn und Aber“, nämlich, — daß der König von Preußen zunächst zu Boden geworfen würde. Selten in der Weltgeschichte haben sich wohl

das Löwenfell im Voraus verteilende Diplomaten nutzloser bemüht, selten haben sich Hunderte von Kurieren, die zwischen Versailles und Wien hin und her galoppierten, nutzloser in Schweiß geritten. Das Mißtrauen zwischen beiden Höfen erlosch niemals, denn in Wien war stets eine starke antifranzösische Partei, während in Versailles starke Sympathien für den König von Preußen herrschten.

In den militärischen Kreisen Oesterreichs ärgerte man sich vor allen Dingen über die ständige französische Bevormundung, welche man der österreichischen Kriegsführung von Versailles aus angedeihen ließ. Der Marschall Herzog von Belleisle, von dem das österreichische Erzhaus zeitlebens doch nichts wie Ärger gehabt hatte, denn er war der spiritus rector der Kaiserwahl Karls des Siebenten und Erstürmer von Prag (26. November 1741), vermaß sich sogar, dem Feldmarschall Grafen Browne brieflich längere Ratschläge für die Kriegsführung zu geben.

Das Beste, was Browne tun könnte, meinte er, sei: stets einer Schlacht auszuweichen, sich möglichst ganz auf die Defensiv zu beschränken und mit den Desertionen aus König Friedrichs Heer zu rechnen, denn die Hälfte der Truppen des Königs seien gepreßte Söldner.

Browne hörte das höchst ungern, denn er war ein Feuerkopf und hatte vor fünfzehn Jahren dem Feldmarschall Khevenhüller geholfen, eben diesen Marschall Belleisle, der ihm jetzt billigen Rat erteilte, mit seinen Franzosen aus Böhmen hinauszujagen.

Weit leichteres Spiel hatte Kaunitz in Rußland. Die diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und dem gewaltigen Nachbarreich hatten schon im November 1750 einen Bruch erfahren, nachdem der König eingesehen hatte, „daß alle Politeffen, so wir dem petersburgischen Hofe getan haben, sind von keinem besonderen Effekt gewesen und haben uns nichts geholfen.“ Die ständige Minierarbeit des schurkischen Kanzlers Bestuschew hatte die früheren Sympathien der Kaiserin Elisabeth allmählich in persönlichen Haß gegen den König von Preußen gewandelt. Bestuschew war ein Schlemmer und Trunkenbold, eigennützig, bestechlich und rachsüchtig.

„Dieser interessierte Mann“, schreibt der Botschafter Graf Esterházy nach Wien, „sitzt voller Schulden, macht ein großes Haus, hat sein Gehalt schon auf sieben Jahre voraus entnommen, spielt daneben stark und ist kein guter Wirt.“

Die Kaiserin Elisabeth selbst kümmerte sich um nichts. Sie brachte ihr Leben in Ausschweifungen und leeren Vergnügungen zu, war meistens betrunken und gab sich mit jedermann ab, der ihr gerade paßte, gleichgültig ob Offizier oder Grenadier. Zum Lesen von Staatschriften und Aktenstücken oder gar zum Untersreiben derselben war sie viel zu faul. Die drei Brüder Schuwalow, deren jüngster ihr Galan war, „ihre männliche Pompadour“, wie der Witiz ging, obgleich sie reichlich seine Mutter sein konnte, hatten alle Macht in Händen.

Bestuschew als Großkanzler und Woronzow als Vizekanzler besorgten das Auswärtige. Beide waren

Bestechungen in aller Form zugänglich. Woronzow hatte von König Friedrich den schwarzen Adlerorden und eine Dotation von dreißigtausend Talern erhalten, aber er verschmähte nicht, sich seine weiten Taschen auch noch von Erzellenz Esterházy, dem Österreicher, füllen zu lassen. Nach dieser Seite hin war Bestuschew zuerst etwas zäh, weil er neuerdings von England eine namhafte Bestechungssumme erhalten hatte, um dem sich allmählich anbahnenden Dreibund zwischen Österreich, Frankreich und Rußland entgegenzuwirken. Als aber Elisabeth die Kontreminen ihres ersten Kanzlers bemerkte, wurde sie wütend, und nur ein Kniefall der Gebrüder Schuwalow, die ihn einstweilen noch halten wollten, weil er ihnen bequem war, rettete ihn vor Sibirien. So sagte er, müde gemacht, alsbald zu allem, was man gegen England und Preußen ausheckte, sein Ja.

Abgesehen machten diese Bestechungen nicht bei den Ministern Halt. Auf des Grafen Kaunitz Fürsprache versuchte man auch, den preussisch gesinnten Großfürsten Peter für Österreich zu fördern. Man nahm seine neunhundert Mann starken holsteinischen Truppen für vierzigtausend Rubel jährlich in den Sold, wozu sich die sparsame Maria Theresia nur sehr schwer bewegen ließ. Es ist bezeichnend, daß zur gleichen Zeit die Großfürstin Katharina, die spätere große Kaiserin, von dem mit Preußen verbündeten England zwanzigtausend Dukaten entgegennahm. Beide steckten das Geld ein und kehrten sich wenig an irgendwelche Verpflichtungen.

Nachdem die Kaiserin Elisabeth ihren Bestuschew,

den sie übrigens von ganzem Herzen haßte, gezähmt hatte, stürzte sie sich Hals über Kopf in diesen Krieg, ohne viel an Verträge und dergleichen zu denken. Sie wollte persönlich nicht einmal Gebietsentschädigungen, sie wollte nur Rache üben an diesem König, durch dessen vorschnellen, ihr geschäftig zugetragenen Wiß sie sich tief gekränkt fühlte. Nie hat sie das schlimme Wort „Catin du Nord“ vergessen können, dazu war es zu bitterlich wahr. Trotzdem wurde in den diplomatischen Verhandlungen für den Fall eines erfolgreichen Friedens die Abtretung von Kurland und Semgallen seitens der Königreiche Polen vereinbart, wofür Polen dann ganz Ostpreußen überschließen sollte.

Der Kriegseifer der Zarin war so wild, daß sie schon im Sommer 1756 loszuschlagen wollte. Graf Kaunitz hatte seine Not damit, abzuwiegeln, denn man wußte in Österreich wohl, wem der König zuerst auf den Hals kommen würde, und man war mit den Rüstungen noch zu weit zurück.

So hatte Kaunitz es fertig gebracht, sein „großes Dessen“ zu verwirklichen, und Preußen in ein Netz von Feinden einzuspinnen. Frankreich wollte mit 90 000 Mann auf Magdeburg marschieren und 24 000 zur Reichsarmee stoßen lassen. Rußland wollte zunächst mit 80 000 in Ostpreußen einrücken. Österreich selbst glaubte 150 000 Soldaten auf die Beine bringen zu können; dazu kamen 20 000 Schweden, die an der Ostseeküste im Trüben zu fischen hofften, und die Reichstruppen. Außerdem nahm Frankreich noch 6000 Mann Württem-

berger und 4000 Mann Bayern in seinen Sold, die zur österreichischen Armee nach Böhmen marschierten. Die Württemberger revoltierten, als sie ausmarschieren sollten, denn es ging diesen evangelischen Leuten wider den Strich, gegen evangelische Glaubensgenossen kämpfen zu müssen. Ihnen und ihren Offizieren traute man daher im österreichischen Heerkommando nicht besonders, denn ihre Gesinnungen galten für preussisch.

So hatte Kaunitz mit seinen Fesselungen und Bündnissen es erreicht, daß den König von Preußen ein starkes, schwer zu zerreisendes Netz umspann. Über viermal hunderttausend Krieger brachen von allen Seiten gegen seine Staaten vor.

„Mit Gottes Hilfe“, schreibt Kaunitz im September 1756 an den Botschafter Esterházy in Petersburg, „werden wir dem hochmütigen König in Preußen so viele Feinde auf den Hals ziehen, daß er darunter erliegen muß und es ihm wie vormahlen dem in der Historie berühmten Heinrich dem Löwen ergehe“.

Ein feiner Plan, fein zugespitzt, nur schade, zu fein gespitzt, daß die Spitze brach! Denn Friedrich war nicht der Mann, zu warten, bis man ihn abwürge. Sobald er einsah, daß es keinen Ausweg mehr gab als das Schwert, schlug er los und brach dem Plan die Spitze ab bei Pirna und bei Prag.

Wohl konnte Friedrich den andrängenden Feinden kaum die Hälfte an Truppen entgegenstellen, aber dafür war ihm ein einheitliches Handeln und ein blitzschnelles Ergreifen günstiger Situationen möglich. Die fünf

Heere aber, die gegen ihn unterwegs waren, wurden von einem Duzend verschiedenen Federbüschen kommandiert und mußten außerdem noch von Wien und Versailles, von Petersburg und Stockholm Ratschläge und Befehle entgegennehmen.

So stolz Kaunitz auf seine mühselig zusammengebrachte Koalition war, so klug war er doch auch, um deutlich zu empfinden, daß auch in der Politik und Kriegskunst viele Köche den Brei nur zu leicht verderben können. So sprach er denn im Staatsrat das kluge Wort:

„Österreich muß so handeln, als ob es in der ganzen weiten Welt keinen Verbündeten hätte.“

Solches Handeln verstand sich bei Friedrich ganz von selbst, denn von seinem Verbündeten, England, erwartete er nicht allzuviel. Je dichter sich das Gewölk um sein Haupt zusammenzog, je mehr er einsah, daß Frankreich ganz zu seinen Gegnern überging, und daß in Rußland alle Bestechungen mit englischem Gelde nichts nützten, kam er zu der Erkenntnis, daß er nichts mehr erwarten könne als von seinem Schwert. Allerdings hatte dieser Preußenkönig außer England einen Verbündeten, der ganze Heere aufwog — sein Genie.

Als er im Herbst 1756 zu Felde zog, nannte er zwei Männer sein, die beide über außerordentliche militärische Fähigkeiten geboten: Schwerin und Winterfeldt.

Der zweiundsiebenzigjährige Feldmarschall Kurt Christoph von Schwerin galt damals in Europa als der erste Feldherr seines Jahrhunderts. Ludwig der Fünfte wollte ihn anno 1745 an die Spitze einer Armee

stellen, und Schweden umwarb ihn und wollte ihm das Oberkommando übertragen, wenn ein russischer Krieg ausbrechen sollte. Schwerin erzählte gern, daß sein Vater, als er ihn ins Leben geschickt habe, ihm einen Taler und eine Ohrfeige mit auf den Weg gegeben mit der Weisung, sich eine solche Beleidigung von niemand mehr gefallen zu lassen. Der Feldmarschall war ein Mann von feiner Bildung, denn er hatte zu Greifswald, Rostock und Leyden die hohen Schulen besucht, war des Französischen, Italienischen und des Lateinischen mächtig und in seinen Mäuren ein liebenswürdiger, die Herzen leicht gewinnender Weltmann. Noch im späten Alter war er ein flotter Tänzer und wegen seines galanten Lebenswandels bekannt. Dabei aber war er ein Mann von kindlicher, aufrichtiger Frömmigkeit. Er vertrat gegenüber dem alten Dessauer das „neue System“ im Heer und suchte die überharte Behandlung des gemeinen Mannes menschlicher zu gestalten. Trotzdem hielt er eine so gute Manneszucht, daß der Bauer getrost neben dem preussischen Feldlager sein Feld bestellen und sein Vieh auf die Weide treiben konnte. Den Krieg kannte der Alte wie das ABC. Er hatte auf den Schlachtfeldern des spanischen Erbfolgekriegs, hatte als holländischer Leutnant unter Prinz Eugen und Malborough bei Höchstädt und als mecklenburgischer Oberst an der Seite des wilden Steenbock bei Gadebusch gefochten. Man nannte ihn im Heer „den kleinen Malborough“. Schon bei Friedrich Wilhelm dem Ersten, der ihn in den preussischen Dienst hinübergezogen hatte, stand er in großer Gunst.

Seinen Ruhm gründete er durch Wiederherstellung der Schlacht von Mollwitz, die man wohl als den ersten Hammerschlag zu Preußens Größe bezeichnen mag. Denn hier kam der gewaltige Hammer, das festgefügte Kriegsheer, das Friedrich Wilhelm seinem großen Sohn hinterließ, zum ersten Male in größere Aktion zur Verwendung. Mit Recht schrieb der König: „Unser Infanterie Seindt lauter Césars und die officirs davon lauter Helden.“

Seit dem Tage von Mollwitz aber war das bisherige gute Verhältnis zwischen Schwerin und dem König getrübt, denn der König konnte den Verdacht nicht überwinden, daß der Feldmarschall ihn zu früh vom Schlachtfeld entfernt habe, um die Siegeslorbeeren selbst einzuheimsen. Andere Reibereien im zweiten schlesischen Kriege und schließlich die Berufung des alten Dessauer ins Oberkommando brachten den Kelch zum Überlaufen. Schwerin verließ die Armee und ließ sich bei Hof nicht mehr sehen.

Die große Seele des Königs hat sich später selbst zum ersten Wort überwunden. Er redete einst den Landjägermeister von Schwerin, den Bruder des Generals, daraufhin an.

„Grüße Er ihn doch! Sein Bruder ist ein verdienstvoller Mann, das ist wahr, allein er ist auch eigensinnig und vergift, daß ich König bin!“

Damit war der Frieden wieder hergestellt, und eine offene Aussprache brachte alles wieder in die Reihe. Wurde das Verhältnis des Königs zu seinem ersten

General auch nie ein innerliches, seine Wertschätzung der Verdienste Schwerins hat Friedrich immer unumwunden ausgesprochen.

Sein späteres Wort: „Die Armee wird nie vergessen, daß ein Schwerin sie befehligt hat“, ist ein schönes Denkmal für den berühmten Feldherrn.

Eine wirkliche innerliche und warme Freundschaft, soweit die Majestät mit einem Untertanen Freundschaft halten kann, bestand dagegen zwischen Friedrich und dem Generalleutnant Hans Karl von Winterfeldt. Schon als Kronprinz im Rheinfeldzug anno 1734 war Friedrich Winterfeldt näher getreten. Ihre Beziehungen dauerten jetzt über zwanzig Jahre, und ihr Verhältnis war ein ausgeglichenes, eigentlich nie getrübt. Viel gelernt hatte Winterfeldt allerdings nicht; man hatte auf seine Erziehung nicht viel angewendet, und es hatte ihm auch wohl an dem nötigen Sitzfleisch gefehlt. Aber andere angeborene Eigenschaften wogen diesen Mangel nicht nur gänzlich auf, sondern seine natürliche Klugheit und seine eigenen Gaben verliehen ihm Fähigkeiten, die kein Lernen und Studieren hervorrufen kann.

Ein Zeitgenosse sagte von ihm: „Er war immer fröhlich, immer aufgeweckt, immer scherzhaft. Sein Umgang wurde wegen seines Wizes ebenso stark als wegen seiner Einsichten gesucht. Er war von unerbeter Tapferkeit, er liebte, er beförderte diejenigen, bei welchen er Munterkeit und Mut vereinigt fand. Er wußte einen braven Soldaten zu schätzen, seine Freundlichkeit und Herablassung erwarben ihm die Herzen des Heeres.“

In bezug auf das Verhältnis, in welchem Winterfeldt zu Friedrich Wilhelm und Friedrich dem Großen stand, heißt es weiter: „Er sah ihre Herzen völlig offen, denn er hat nie die Einsicht gemißbraucht. Mit ihm war alles auszurichten, er war so gut Staatsmann als auch Feldherr.“

Aus diesen knappen Worten schon ersieht man, welcher ein unschätzbare Diener seines Fürsten dieser Mann war. Friedrich fühlte in militärischer Hinsicht in Winterfeldt eine kongeniale Ader. Dieser seltene Mann hatte Eingebungen und Entschlußkraft, hatte ein flüssiges, immer richtiges Gefühl für Wert und Unwert der Dinge, keine Spur von Schwerfälligkeit und Tölpel.

Friedrich wußte wohl, was er an Winterfeldt hatte. Verwandte Begabungen und ein jahrelanger Umgang hatten einen wechselseitigen Einfluß hervorgerufen, der den König Winterfeldt und Winterfeldt den König sofort verstehen ließ. Er war sozusagen des Königs Generalstabschef, der den selbständig kommandierenden Generalen zuerteilt wurde und dem König über die Vorgänge beim Heer Bericht erstatten mußte. Verständige Männer, wie Schwerin und Keith, gestalteten ihr Verhältnis zu Winterfeldt durchaus gut. Von Winterfeldt, der damals Schwerin zuerteilt war, stammte auch der große Offensiveplan des Einmarsches in Böhmen im Frühjahr 1757. „Winterfeldt hat ein Projekt, das voll von guten Ideen ist!“ schrieb der König damals an Schwerin. Für den kühnen General gab es keinen Zweifel am Sieg der preussischen Waffen.

Gegen diesen verdienstvollen Mann, über dessen Wert heute die Geschichtschreiber einig sind, machte sich damals eine starke Strömung geltend. Besonders Prinz Heinrich und seine Partei hatten einen förmlichen Haß auf diesen Mann. Auch der alte fromme Zieten, der in Friedenszeiten nicht so auf dem Posten gewesen war, wie es der König wünschte, haßte Winterfeldt, den er für seinen Hauptfeind hielt. Natürlich brachte die bevorzugte Stellung Winterfeldts es von selbst mit sich, daß ihm viele Feinde und Neider entstanden. Einen tüchtigen Mann ohne solche hat es auch wohl niemals gegeben. Aber der König wußte Bescheid; alle Einflüsterungen und Einflüsse, die sich gegen Winterfeldt richteten, fanden bei dem König taube Ohren. Er hielt dem seltenen Mann Treue, und Winterfeldt wiederum besaß den seltenen Takt, dem König in Friedrich stets zu geben, was des Königs ist.

Auch ihm haben königliche Worte ein Denkmal gesetzt, das uns wehmütig stimmen kann. In späterem Alter sagte der König einst zu Rüchel, dem bekannten General von 1806, als die Rede auf das Treffen von Moys kam: „Dort blieb Winterfeldt, — er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch, — er war mein Freund!“

Diese beiden Männer sollte der König im Verlauf weniger Monate hintereinander verlieren, ein Verlust für ihn, der im Sinne des Wortes unerfeglich war. Denn beide Männer verstanden ihn und seine Pläne, beide hatten etwas in sich von jenem großen Zug, der des Königs Seele füllte, beide waren selbständige an-



Aus Rehtwisch, Keuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Madame la Marquise de Pompadour.

Nach einem Gemälde von J. Boucher gestochen von J. Watson.